

Migration und Museum

Wie können Flucht und Heimat im Museum dargestellt werden? – Ausstellungen in München und Bremerhaven

Von Annette Krauß

München/Bremerhaven (DK) Das 20. Jahrhundert wird als „Jahrhundert der Flüchtlinge“ bezeichnet. Und Heimat ist „eher ein Lebensgefühl und weniger eine geografische Zuschreibung“, erläutert Münchens Oberbürgermeister Dieter Reiter in dem Ausstellungskatalog „Migration bewegt die Stadt“, der vom Stadtmuseum und vom Stadtarchiv der Landeshauptstadt erarbeitet wurde und jetzt eine gleichnamige Ausstellung im Münchner Stadtmuseum begleitet. Wie aber lässt sich Aufbruch aus der Heimat und Beheimatung in der Fremde im Museum darstellen?

Diese Frage stellte man sich auch in Bremerhaven, wo zwischen 1830 und 1974 mehr als sieben Millionen Auswanderer eine Schiffsreise in die USA, nach Kanada, Brasilien, Argentinien und Australien antraten. Deshalb eröffnete hier 2005 das „Deutsche Auswandererhaus“, das 2012 erweitert wurde, um auch 300 Jahre Einwanderungsgeschichte nach Deutschland darstellen zu können. Die Besucher bekommen an der Museumskasse ihren persönlichen „Boarding Pass“, und mit dieser elektronischen Eintrittskarte gehen sie in den Innenräumen eines Schiffes, in Kontor-Räumen und in der Halle des New Yorker Bahnhofs auf eine Spuren-Suche nach verbürgten Lebensgeschichten. Denn Geschichte wird immer nur konkret anhand von Menschen – mit ihren Namen, Gesichtern, Biografien.

Sobald man hier eintritt, erlebt man eine Präsentation, die unter die Haut geht: Wer im Halbdunkeln vor einer genieteten Schiffswand steht, die Geräusche des Hafens hört und zwischen Menschen-Puppen in der Kleidung ihrer Zeit deren Geschichten zuhört, der erlebt das Herzklopfen derjenigen, die in eine ungewisse Zukunft aufbrechen. Und im Erweiterungsbau befindet sich der Besucher in der Bundesrepublik des Jahres 1973, als der Anwer-



Rudi Dix: Italienische Gastarbeiter in Baracken, 1963,

Foto: Stadtarchiv München

bestopp für ausländische Arbeitskräfte beschlossen wurde. In Eisdiele und im Kiosk, im Friseurladen und Reisebüro erhalten die Besucher Antworten auf die Fragen: Was ist Heimat? Was bewahren Zuwanderer von ihrer alten Heimat auf?

Hinter dem Deutschen Auswandererhaus, das zu den besten bundesdeutschen Museen zählt, steht ein Team rund um die Migrationsforscherin Simone Eick. Gesucht wurden in einer zweijährigen Forschungsarbeit die Geschichten von Menschen in ganz Deutschland und daraus entwickelte man ein museales Konzept, das

die Herzen berührt und den Kopf zur Erkenntnis führt, „dass fast jeder einen Einwanderer, Flüchtling oder Vertriebenen unter seinen eigenen Vorfahren finden kann“, so Eick.

In München leben heute 400 000 Menschen mit ausländischem Pass, das sind 28,3 Prozent der Bürger. „München ist ... eine Einwanderungsstadt“, konstatierte bereits 1972 der damalige Oberbürgermeister Hans-Jochen Vogel. Diese Migration zu erforschen forderte am 15. Dezember 2009 ein erster Antrag der Stadtratsfraktion Bündnis 90/Die Grü-

nen – rosa Liste, dann ein zweiter Antrag 2012, der die städtische Aufgabe beschreibt, „Migrationsgeschichte dauerhaft zu erforschen, zu sammeln und sichtbar zu machen“. Offiziell startete das Projekt von Stadtmuseum und Stadtarchiv im Februar 2015. Seither hat das mehrköpfige Kuratoren-Team um Ursula Eymold vom Stadtmuseum und Andreas Heusler vom Stadtarchiv eine Fülle an Material zusammengetragen, das nun in dem Katalog unter dem Titel „Migration bewegt die Stadt“ gebündelt wird. In den Blick genommen werden sowohl die Gastarbeiter, also

Türken, Italiener und Jugoslawen mit ihren Beiträgen zur Stadtentwicklung, als auch die Flüchtlinge der Gegenwart. Darüber hinaus hat man sich entschieden, in der Dauerausstellung „Typisch München“ sogenannte „Interventionen“ einzurichten. Dafür wurden zwischen den Exponaten zur Stadtgeschichte gelbe Baugerüste installiert, die den „Prozess der Erneuerung“ in der Gesellschaft symbolisieren sollen. Dort werden dann in Vitrinen ausgewählte Objekte präsentiert, wobei Texttafeln, Video-Interviews und Tablets Hintergrund-Informationen liefern.

Ausgestellt ist zum Beispiel eine „blaue Einmal-Decke“, wie sie Obdachlose und Flüchtlinge in Unterkünten erhalten, oder eine Plastikbox mit dem „Essen vom Amt“ – Konserven, Nudeln und Getränke, die an Geflüchtete ausgegeben wurde, bis man 2014 auf Bestellscheine mit Wahlmöglichkeiten umstellte. Gezeigt werden also überwiegend Dinge. Das gilt auch für das Brautkleid, das Mithat Sönmezeler seiner türkischen Braut 1968 aus München mitbrachte – ausgestellt ist das Objekt, aber es fehlt ein Foto der Braut, es fehlen die Gesichter der Menschen.

Unterschwellig ist ein anklagender Ton an vielen Stationen spürbar. So führt ein Film von 1972 vor Augen, dass am Münchner Hauptbahnhof jugoslawische Arbeiterinnen und Arbeiter direkt aus ihren Sonderzügen in einen unterirdischen Raum, einen ehemaligen Luftschutzbunker, geleitet wurde, wo sie nach den Nummern ihres Arbeitsvertrages zur Weiterfahrt in Münchner Betriebe aufgerufen wurden. Von dem Privileg eines Arbeitsvertrages würden heute manche Bulgaren und Rumänen träumen, die im Münchner Bahnhofsviertel auf Arbeit warten.

Was zu kurz kommt in diesen „eingebauten“ Stationen sind konkrete Biografien von Menschen, mit allen Auf- und Abstiegen des Lebens. Wer kam als Hilfsarbeiter am Bahnhof an und hat später seine eigene Eisdiele eröffnet? Wer wurde Vorarbeiter bei BMW – und brachte dann seinen Sohn dort unter? Wer hat aufgegeben und ist in die Heimat zurückgekehrt? Die Lebensgeschichten hinter den Objekten könnten berühren und den Gedanken aufkommen lassen: „Das hätte auch ich sein können.“

Bis zum 29. Dezember im Münchner Stadtmuseum, St.-Jakobs-Platz 1, geöffnet täglich außer montags von 10 bis 18 Uhr. Deutsches Auswandererhaus Bremerhaven, Columbusstraße 65, täglich 10 bis 17 Uhr.

„Wir haben eine gigantische visuelle Verblödung“

Der Maler Markus Lüpertz gestaltet Kostüme und Bühnenbild für die Oper „Una cosa rara“ in Regensburg

Von Christian Eckl

Regensburg (DK) Er mag den Gedanken, dass gleich nebenan die Justizvollzugsanstalt Regensburg ist, man nennt sie hier Augustenburg. Und doch hat Markus Lüpertz, der weltberühmte Malerfürst, „gar kein Fürstentum“, braucht also auch keine Burg. In Jogginghosen und leicht erkältet steht Lüpertz in den Werkstätten des Regensburger Stadttheaters. Das ist sein Reich für die kommenden Tage, die Produktion der Oper „Una cosa rara“ von Vicente Martín y Soler liegt in den letzten Zügen. Am 27. Oktober (19.30 Uhr) ist Premiere.

„Ich lebe in der irren Vorstellung, Musiker zu sein“, sagt Lüpertz leicht verschmitzt, als man ihn auf seine Verbindungen zur Musik anspricht. Doch an und für sich sei es für ihn nichts besonderes, eine Oper auszustatten. „Ich bin natürlich auch Berufsmaler. Immer wenn man mir die Gelegenheit gibt, etwas Weißes bunt zu machen, bin ich dabei.“

In den Theaterwerkstätten türmen sich bereits die fertigen Bühnenbilder in die Höhe. Wie im Vorbeigehen hat der Künstler sie bemalt, oft klotzig und klecksig. „All das hier soll provisorisch sein, ich will, dass der Betrachter die Lücken gezielt ausfüllt.“ Lüpertz' Assistentin malt gerade einen Gehrock in hellblau mit gelben Punkten an, ein Mitarbeiter der Theaterwerkstatt pinselt einen anderen Gehrock rabenschwarz. „Die Menschen sind doch visuell

versaut, keiner macht sich mehr eigene Bilder“, grantelt Lüpertz. In seiner Zeit als Kunstprofessor habe er vor allem in den letzten Jahren immer mehr gemerkt, „dass die Studenten keine eigene Vorstellung mehr haben. Sie werden überwältigt von Bildern. Wer liest denn in Zeiten von Google und Smartphones noch ein Buch?“ Er attestiert: „Wir erleben eine gigantische visuelle Verblödung“.

Dann wird er wieder sanft

und sagt, er liebe die Oper und die Opernmusik. „Eigentlich ist das nichts Besonderes für mich, und dennoch begeistert es mich“, sagt der Maler über sein Schaffen.

Die Oper, die Lüpertz quasi ausstaffiert, ist ein so selten aufgeführtes wie kurioses Werk. Denn 1786, als das Stück in der Wiener Hofburg uraufgeführt wurde, verdrängte es ausgerechnet eine der berühmtesten Opern unserer Tage, nämlich „Die Hochzeit des Figaro“.

Wolfgang Amadeus Mozart hatte sie ausgerechnet mit einem Libretto von Lorenzo Da Ponte geschrieben, der auch das Libretto für Vicente Martín y Solers „Una cosa rara“ verfasste. Nun, die „Hochzeit des Figaro“ ist heute eine der am meisten aufgeführten Opern der Welt, „Una cosa rara“ eine Rarität.

„Belanglos“ findet Lüpertz Versuche, sich der Verbindung zwischen Musik und Malerei zu nähern. „Das sind zwei hoch angesehene Disziplinen, aber

alle Annäherung daran ist theoretisch.“ Grundlegend aber ist die Idee, die hinter der Musik ebenso steht wie hinter der Malerei. Lüpertz steht auf und beginnt damit, mit Kreide eine Laute auf ein Stück Kartonpapier zu malen. „Die habe ich heute Nacht geträumt“, sagt er dabei. Sie wird auch auf der Bühne zu sehen sein, die am 27. Oktober erstmals für das Publikum zu sehen sein wird. „Das ist meine Laute, sie ist so, wie ich sie mir vorstelle. Wenn ich einen Löwe male, dann ist das mein Löwe und wenn ich einen Adler male, dann ist das mein Adler, und der hat wenig mit dem martialischen Adler des Dritten Reichs zu tun.“ Wichtig ist ihm, „mir meine eigene Welt zu schaffen“. Und „dabei versuche ich, diese in hoher Meisterschaft und Freiheit zu erkämpfen“.

Und da ist Lüpertz wieder bei der Oper, die er bebildert und ausstattet. Musik ist für ihn Freiheit – und als Künstler darf er die sogar gestalten. Aber ist das Publikum dann unfrei, weil sie ja das Bild des Künstlers aufgedrängt bekommt? „Keinesfalls. Ich lasse all das, was ich male, für diese Oper so lückenhaft, dass sie selbst hinzudenken müssen.“ Die Fantasie der Menschen würde systematisch ruiniert, „heute bekommt man alles Bildliche eins zu eins geliefert“. „Wo“, fragt Lüpertz, zwischen halb bemalten Bühnenbildern und gelb gepunkteten Gehrocken im Jogginganzug, „wo bleibt da noch die Freiheit des Geistes?“



„Das ist meine Laute, so wie ich sie mir vorstelle“: Der Künstler Markus Lüpertz arbeitet in den Theaterwerkstätten in Regensburg.

Foto: Eckl

Herbstkonzert mit Tuba und Harfe

Ingolstadt (DK) Das Herbstkonzert des Ingolstädter Kammerorchesters steht heuer unter dem Titel „Musik kennt keine Grenzen“. Es findet am 17. November, 20 Uhr, im Festsaal des Stadttheaters Ingolstadt statt.

Auf dem Programm stehen Werke verschiedener europäischer Länder. Zunächst erklingt die Sinfonie Nr. 1 in g-Moll von Étienne Nicolas Méhul (1763-1817). Méhul, der sich einst als Komponist der französischen Revolution profilierte, ist heute hierzulande nahezu unbekannt. Mit der „Suite for Strings“ von John Rutter wird ein moderner Klassiker im Konzert zu hören sein.

Solisten des Abends sind die in Ingolstadt geborene Harfenistin Johanna Jung und ihr Ehemann, der Tubist Siegfried Jung. Die beiden Musiker konnten den in München lebenden Komponisten Willi März für eine Auftragsarbeit gewinnen. So entstand im Jahre 2017 das „Divertimento für Tuba, Harfe und Orchester“, das vom Ingolstädter Kammerorchester uraufgeführt wird.

Die Harfenistin Johanna Jung wird in dem Konzert die „Aria in Classic Style“ von Marcel Grandjany spielen. Schwungvoller Abschluss des Konzertes wird schließlich der „Rumanian Dance No. 2“ für Tuba und Orchester von Dumitru Ionel (1915-1997) sein.

Karten für das Konzert des Ingolstädter Kammerorchesters gibt es in den DK-Geschäftsstellen sowie im Musikhaus Zäch und unter Telefon (08 41) 9 66 68 00.